

k.

Leseprobe aus:

Natasha Solomons

Die Galerie der verschwundenen Ehemänner



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Natasha Solomons

Die Galerie der
verschwundenen
Ehemänner



Roman

Aus dem Englischen
von Martin Ruben Becker

Kindler

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
«The gallery of vanished husbands» bei Sceptre,
Imprint von Hodder & Stoughton/Hachette, UK in London.

Gedichtzeilen auf S. 91 aus: «Dover Beach» von Matthew Arnold,
erstmals veröffentlicht 1867 in «New Poems».

1. Auflage Dezember 2014
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The gallery of vanished husbands»
Copyright © 2013 by Natasha Solomons
Satz aus der ITC Legacy Serif bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 463 40650 3



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munkenprint Cream liefert Arctic Paper Munkedals, Schweden.

*Für meine Eltern Carol und Clive
in Liebe*



*Und für Luke
mit Dank für das Hinauszögern
seiner Ankunft, bis das Manuskript
(fast) fertig war.*

*«Die Landkarte eines Gesichtes
bringt Dinge zum Ausdruck, von denen
die Geographie lernen könnte.»*

Patrick Hayman,

Aufzeichnungen eines Malers (1959)

Nr. 1

**Frau mit einer Schale Äpfel
(oder Der Kühlschrank)**

Charlie Fussell, Öl auf Leinwand,
66 × 116 cm, 1958



*E*s war Juliet Montagues dreißigster Geburtstag. Das beunruhigte sie nicht über Gebühr, obwohl sie sich eingestand, dass andere Frauen in ihrer Lage durchaus irritiert sein könnten. Als sie um halb sieben aus dem Bett schlüpfte, untersuchte sie ihre Gefühle mit der ihr eigenen Aufrichtigkeit, kam aber zu dem Schluss, dass sie genauso benommen war wie am Tag zuvor, und als sie die Kinder für die Schule fertig machte, verspürte sie auch keinen plötzlichen Drang, nach dem Sherry zu greifen. Dreißig, entschied Juliet, war das Alter, in dem eine Frau am attraktivsten ist. Sie ist vielleicht nicht mehr so in der Blüte wie in den Teens, besitzt auch nicht mehr den Stolz eines Twens, aber mit dreißig hat eine Frau eine Klarheit in ihrem Blick. Jedenfalls galt das für Juliet Montague. Sie wusste genau, was sie wollte.

Und zwar wollte sie einen Kühlschrank kaufen.

An diesem Morgen war es nass und für die Jahreszeit zu kühl, aber Juliet versuchte, das nicht persönlich zu nehmen. Man konnte es unfair finden, wenn es an seinem Geburtstag regnete, und doch musste man ja davon ausgehen, dass jeden Tag irgendjemand Geburtstag hatte, und wenn es an Geburtstagen nie regnen würde, wäre England eine Wüste, und Leonard könnte nirgendwo sein Modellboot fahren lassen. Resigniert knöpfte sie ihren Regenmantel zu, wand sich ih-

ren Schal eng um den Hals und eilte auf dem Weg zur Bahnstation um Pfützen herum, die die Farbe von Tee mit Milch hatten, unsicher wie immer, ob sie ihren Zug überhaupt noch rechtzeitig erwischen würde. Juliet verlor Zeit, Minuten und manchmal sogar eine ganze Stunde, so wie ihrem Vater ständig die Münzen aus der Hosentasche fielen. Der eisige Regen fraß sich in ihre Wangen, und der Wind brauchte keine halbe Minute, um ihren desolaten Regenschirm umzustülpen.

Doch als der Zug in Charing Cross einfuhr, hatte sich der Wintermorgen in einen Frühlingsnachmittag verwandelt. Der rein gewaschene Himmel spannte sich in klarem Blau über Trafalgar Square, und die Tauben hatten sich auf Lord Nelsons ausgestrecktem Arm aufgereiht, um sich von der Sonne trocknen zu lassen wie die Socken auf der Leine. Die weißen Wolkenbäusche sahen genauso aus wie die auf Leonards Bildern, die Juliet in der Küche an der Pinnwand sammelte. Sie warf einen Blick auf die Uhr und überlegte, ob die Zeit reichte, um in die National Gallery zu schlüpfen und ein paar alte Freunde zu besuchen, bevor sie ihre Einkaufstour machte. Bei ihrem letzten Besuch war sie von einer Sonnenblume gepackt worden und hatte den Rest des Nachmittags vertrödelt. Sie hatte das Gemälde betrachtet, bis die gelbe Farbe in Wellen zu vibrieren und zu zittern begann wie flüssiger Sonnenschein, der aus dem Rahmen fiel und sich über den Museumsboden ergoss. Auf dem Weg nach Hause kaufte sie Sonnenblumen und saß beinahe eine Stunde zusammen mit Frieda am Küchentisch und betrachtete die Blumen in ihrer Glasvase, um zu überprüfen, ob Gelb immer zu beben begann, wenn man es nur lange genug ansah.

Sie spürte, wie ihre Entschlossenheit schwand, und sprang in den erstbesten Bus, der vorbeikam – und der, wie sich herausstellte, genau in die falsche Richtung fuhr. Aber da es so ein schöner Nachmittag war, störte Juliet das nicht im Ge-

ringsten. Die Aussicht auf einen Spaziergang am Park entlang war genau das Richtige für einen Geburtstag. Sie sah die sauberen Pound-Scheine und die klimpernden Münzen in ihrer Handtasche vor sich und verspürte ein heiteres Kribbeln in ihrer Brust. Einundzwanzig Guineen. Sie hatte noch nie so viel Geld zum Ausgeben gehabt, seit George sie verlassen hatte. Auch das war an ihrem Geburtstag geschehen. Und, dachte sie, während sie dem Schwall Regenwasser auswich, den ein vorbeifahrendes Taxi aufwirbelte, anfangs war er ihr gar nicht mal so schlecht vorgekommen, dieser Geburtstag – da hatte sie aber auch noch nicht gewusst, dass George nicht mehr zurückkehren würde. Sie war bloß irritiert davon gewesen, dass er offenbar ihren Geburtstag vergessen hatte. Keine Karte, nicht mal ein Strauß Blumen aus dem Garten (so einen Strauß hatte er ihr im Jahr zuvor geschenkt, und sie war gerührt gewesen, weil er sich daran erinnert hatte, dass schwarze Tulpen ihre Lieblingsblumen waren, bis sie aus dem Küchenfenster geblickt und gesehen hatte, dass er alle Blumen in ihren Töpfen an der Hintertür abgeschnitten hatte). Ihre Gedanken verloren sich auf vertrauten Bahnen. Wenn er bloß eine Nachricht hinterlassen hätte. Er hätte sie doch auf eine Geburtstagskarte schreiben und gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen können: *«Liebling, noch viele schöne Geburtstage! Übrigens, ich bin dann mal weg...»* Juliet strich das seidene Halstuch glatt, um ihre Gedanken zu beruhigen, und beschloss, an andere Dinge zu denken. Nichts sollte den heutigen Tag verderben. Sie hatte so sorgsam gespart, und endlich würde sie doch noch eine durch und durch moderne Frau werden oder zumindest eine, die nicht so derartig dem Zeitgeist hinterherhinkte. Sich nicht mehr ständig mit dem blöden Eisschrank herumschlagen, die Milchflaschen an Wintertagen zum Kühlen draußen auf dem Fenstersims abstellen müssen oder Fisch oder Fleisch nur an den Nachmit-

tagen einkaufen können, an denen man auch vorhatte, sie zu essen. Sie wusste, wie sehr sich Leonard einen Fernsehapparat wünschte – schon seit einer Weile pflegte er die Freundschaft mit Jungen, die einen besaßen, und wenn er von einem Besuch bei einem von ihnen wieder nach Hause kam, waren seine Wangen gerötet, und er selbst war sehr still und polierte seine kleine runde Brille mit seiner Schulkrawatte sogar noch häufiger als sonst, wobei er stillschweigend all die Wunder noch einmal Revue passieren ließ, die er gesehen hatte. Juliet aber blieb entschlossen; wie aufregend ein Fernsehgerät auch immer sein mochte, es war ein Luxus, und ein Kühlschrank war nun einmal viel wesentlicher. Frieda und Leonard beobachteten mit finsterem Ernst, wie ihre Mutter am Ende jeder Woche wieder eine Handvoll Münzen in die alte Keksdose fallen ließ, die auf dem obersten Regalbrett in der Speisekammer stand. Anfangs waren sie nicht sehr begeistert gewesen: Leonard war verblüfft, dass irgendjemand auf etwas anderes sparen konnte als auf einen schicken Wagen oder einen Fernseher, und Frieda, die ihr ganzes Taschengeld schon am Nachmittag, an dem sie es erhielt, wieder für Süßigkeiten ausgab, dachte an das Geld in der Dose in Form von weißen Schaumgummi-Mäusen, die sich dicht an dicht aneinanderreihen – sie war sich ganz sicher, mit dem Geld so viele Mäuse kaufen zu können, dass man die ganze Strecke bis nach Bognor Regis mit ihnen auslegen könnte (ein Ort, den sie auf der Karte nicht hätte ausfindig machen können, der ihr aber fast unendlich weit von Chislehurst entfernt schien).

Frieda hatte recht: Das Geld in der Keksdose stand für lauter Freuden, die man sich nicht gönnte. Bei «Peter Pan» hatten sie auf den billigsten Plätzen hinter einer Säule gesessen, und Juliet hatte beinahe geweint, als Leonard vor Enttäuschung zusammengesunken war, weil er nicht sehen konnte, wie sich Peter mit dem Buschmesser zwischen den

Zähnen über die Bühne schwang. Einen Monat lang hatten sie nur dreimal in der Woche Fleisch zum Abendessen gehabt (zweimal zu Hause und an den Freitagen bei der Großmutter). Juliet hatte versucht, auf der Hauptstraße zu den normalen Metzgern hineinzuschlüpfen, um nicht das teure koschere Fleisch kaufen zu müssen, aber Mrs. Epstein hatte sie beim Herauskommen gesichtet und es Juliets Mutter erzählt, die sich so darüber aufgeregt hatte, dass ihre Tochter ihr Seelenheil wegen eines mageren Stücks Hammel riskierte, dass Juliet ihr versprochen hatte, es nie wieder zu tun. Frieda und Juliet brauchten beide neue Kleidung, allerdings keine Unterwäsche, weil Juliet beschlossen hatte, dass sie alle möglichen Entbehrungen ertragen könnte, solange ihre Höschen hübsch waren, selbst wenn niemand sie je wieder in Unterwäsche zu Gesicht bekäme. Sie weigerte sich, eine von jenen Frauen zu werden, die die Mrs. Epsteins dieser Welt kopfschüttelnd anstarrten, um mit einem Hauch Befriedigung zu murmeln: «*Ach*, sie war so ein hübsches Ding, aber wie hat sie sich doch gehenlassen nach dieser Geschichte mit ihrem Ehemann!» Nun konnte sie wenigstens, wenn sie sich mit böswilligem Mitleid gemustert fühlte, an ihre Seidenhöschen denken und zurücklächeln.

Ihre Eltern hatten ihr die fehlenden zehn Guineen beim Abendessen am Samstag gegeben. Mr. Greene schob Leonard die Scheine über den Tisch zu («Heb die gut für deine Mutter auf, ja ...»), während Mrs. Greene ihre Tochter ein wenig unglücklich anschaute und zwischen einigen Bissen Hühnerfleisch überlegte: «Bist du sicher, dass du dir zu deinem Geburtstag nicht lieber etwas hübschen Schmuck kaufen möchtest?» Juliet schüttelte den Kopf, zur Vernunft entschlossen. Sie wusste, dass ihr frisch geprägter Sinn fürs Praktische ihre Eltern traurig stimmte. Auf der einen Seite waren sie schrecklich stolz darauf, wie gut sie zurechtkam.

«Es ist wirklich nicht leicht, was du zu stemmen hast, meine Zappeline», sagte ihr Vater und prostete ihr mit seinem wöchentlichen Schnaps zu. Doch Juliet wusste sehr gut, dass ihre Eltern das entschieden unpraktische Mädchen vermissten, das sich in der einen Woche nach Tennisstunden verzehrte und in der nächsten nach einem Gemüsebeet, in dem es Rhabarber züchten konnte. Sie wollten ihre Tochter mit Goldschmuck überschüttet sehen und nicht wegen eines Kühlschranks knausernd. Eines Freitagabends gestand Mrs. Greene Juliet, dass sie glaubte, selbst verantwortlich zu sein für das, was sie «die unglückliche Geschichte» zu nennen bevorzugte. Nachdem sie, was äußerst untypisch für sie war, einen Sherry getrunken hatte, bekannte sie sich zu der Annahme, dass Juliets Name an allem schuld war. Sie hatten eigentlich vorgehabt, sie Ethel zu nennen, ein guter, vernünftiger Name für die Sorte bodenständiger junger Frauen, die gerne gärtneren und braune Schuhe trugen und nie vergaßen, ihre Mutter vorm *Schabbes* anzurufen, aber als sie auf der Woge euphorischer Gefühle nach der Geburt ihres einzigen Kindes davongetragen wurde, erlitt Mrs. Greene einen Anfall von Romantik (der einzige, den sie je in ihrem Leben erdulden musste, um die Wahrheit zu sagen) und nannte ihr Baby plötzlich Juliet. Irgendwie schien ein Mädchen namens Juliet für jene bestimmte Art von Drama vorgesehen, wie nannte man das noch? Jambisch. Ja, Juliets waren für jambische Dramen bestimmt, auf eine Weise, wie Ethels nicht dafür bestimmt waren.

Die Bayswater Road war einer von Juliets Lieblingsorten. Der alte Eisenzaun sorgte für eine entzückende Trennlinie – die Straße auf der einen Seite und der Hyde Park auf der anderen, wo sich grüne Blätter wie Finger zwischen den Stangen hindurchschoben und der Vogelgesang in die Stadt hinausdrang. An den Tagen, an denen es noch einen George gege-

ben hatte und freie Nachmittage etwas Normales gewesen waren, brachte Juliet gern ihre Kinder in ihrem Kinderwagen hierher zu diesem Rechteck der Stille inmitten des Getrapfels der Londoner Straßen. Auch jetzt noch liebte Leonard die Peter-Pan-Statue, die sich mitten in einem Gewirr von Eschen versteckte. Er tat gern so, als hätte er sie vergessen, um dann umso begeisterter wieder auf sie zu stoßen. Männer in Anzügen eilten zurück in ihre Büros und wischten sich die Sandwichkrümel von den Aufschlägen ihrer Nadelstreifen-Anzüge, und Stenotypistinnen in hübschen Wollmänteln schlenderten untergehakt von ihrem Lunch im Park zurück. Die Mädchen waren in einem Alter, in dem man all sein Geld gleich wieder ausgibt, Freundschaften für die Ewigkeit schließt und jede davon überzeugt ist, diejenige zu sein, die einmal Cary Grant heiratet. Nein. Das war wohl nicht mehr aktuell, wie Juliet jetzt einsah. Das war, als sie selbst achtzehn gewesen war. Heutzutage träumten die Mädchen vermutlich eher von Elvis Presley oder James Dean.

Juliets liebste Zeit an der Bayswater Road war der Sonntagnachmittag, wenn der Zaun sich von Trennlinie in Zielort verwandelte und mit Bildern jeglicher Farbe, jeglichen Stils und jeglichen Talents geschmückt war. Es störte sie nicht, dass manche der Bilder schlecht waren und die Landschaften gewöhnlich schlammige Idylle unter trübem Himmel darstellten, die Sterne übergroß und der Mond zu blau waren oder dass die Schönheit auf den Aktbildern in Wahrheit hässlich war. Man konnte jederzeit etwas Gutes zwischen den eher konventionellen Bildern entdecken, und wann immer sie so etwas aufstöberte, hatte Juliet das Gefühl, ein Geheimnis enthüllt zu haben, das nur ihr ganz allein gehörte.

Seit Jahren hatte sie keinen Nachmittag an der Bayswater Road mehr gehabt. Nicht seit der unglücklichen Geschichte mit George. Jetzt schienen die Sonntage ausnahmslos mit

den Rückständen ausgefüllt, die von der Woche angespült wurden: Wäscheberge und halb erledigte Grammatikaufgaben, Geschirr, das sich schwermütig wie ein gesunkenes Schiff in der Spüle stapelte. Sie wollte sich gerade ein paar Augenblicke seltenen Selbstmitleids gönnen (schließlich war es ihr Geburtstag), als sie zu ihrer Freude bemerkte, dass etwas weiter entfernt an der Straße jemand begonnen hatte, Leinwände am Zaun aufzuhängen. Dies war eine unerwartete Besonderheit für einen gewöhnlichen Mittwoch, und sie eilte in glücklicher Erwartung den Bürgersteig entlang. Es handelte sich um eine Serie mit Aquarellen von Londoner Straßen, leidenschaftslose Darstellungen für Touristen, aber sie studierte sie trotzdem und genoss das träge Vergnügen des Wiedererkennens. Der Standbesitzer schob ihr eine hingeworfene Skizze vom House of Parliament in die Hände, aber Juliet war bereits abgelenkt. Fünfzig Meter weiter lehnte ein junger Mann Leinwände an den Zaun. Sie kam näher und blieb vor dem Porträt eines jungen Mädchens mit kurz geschnittenem braunen Haar stehen, das einen schlüsselblumengelben Rock trug, auf dem das Sonnenlicht funkelte, das durch ein offenes Dachfenster fiel. Das Mädchen hatte seine Beine unter den Körper gezogen und hockte vorgebeugt wie ein selbstvergessenes Kind, in die Seiten eines Buchs vertieft. Das Bild pulsierte vor Licht. Es wirkte auf Juliet, als hätte der Maler eine Handvoll Morgensonne nach der anderen gepackt und über die Leinwand ausgegossen. Wie war es ihm nur gelungen, sie auf dem Bild festzuhalten, ohne dass sie heruntertropfte? Juliet blickte auf das Trottoir und erwartete beinahe, zu ihren Füßen Pfützen voller Sonnenlicht zu entdecken.

«Ich werde es *Das Vorrecht der Ruhe* nennen», sagte eine Stimme, und Juliet drehte sich um und bemerkte den Maler zum ersten Mal richtig, registrierte seine blasse Stubenho-

cker-Haut und den leichten Geruch nach Terpentin. Er verströmte eine Aura gekünstelter Dekadenz, zwischen seinen Lippen hing eine Zigarette, und er trug verblichene Jeans, die am Knie zerrissen und kunstvoll mit Farbe verschmiert waren.

«Nein», sagte Juliet. «Es heißt *Studie über das Sonnenlicht*.»

Sie spürte, wie er sie forschend betrachtete, wobei sich seine Augen zu Briefschlitzen verengten, und ihre Wangen begannen zu glühen, bis sie fast bedauerte, dass sie überhaupt etwas gesagt hatte. Aber nein, sie hatte absolut recht gehabt. Was auch immer seine Absichten gewesen waren, dies war kein politisch engagiertes Gemälde in der Tradition des Spülbecken-Realismus. Das Bild hatte sich selbst erklärt und ein Eigenleben jenseits des Malerpinsels begonnen. Wenn er das noch nicht begriffen hatte, dann musste es ihm eben jemand erläutern. Plötzlich lächelte er, sein Stirnrunzeln wurde von einem breiten Grinsen abgelöst, und Juliet wurde klar, wie jung er noch war, nicht älter als neunzehn oder zwanzig.

«Ja, in Ordnung. In Ordnung.» Er nickte ihr zu und hob seine Hände, als wäre er beim Äpfelstehlen erwischt worden. «Ich dachte, ich probiere mal was anderes. Hat nicht ganz geklappt, oder?»

Juliet lächelte ebenfalls. «Nein. Tut mir leid. Aber es ist ein wunderbares Gemälde.»

Der junge Mann nickte. Er versuchte, ungezwungen zu wirken, aber seine rosaroten Ohren verrieten ihn. Juliet spähte nach der Signatur auf den Gemälden.

«Charlie Fussell? Sind Sie das?»

Zur Antwort streckte er seine Hand aus, und Juliet schüttelte sie, wobei sie die Schwielen und die Hornhaut auf seiner Handfläche spürte. Die Hand eines Malers.

«Juliet Montague.»

«Es freut mich, Sie kennenzulernen, Miss Montague.»

Charlie behielt ihre Finger einen Moment zu lange in der Hand, und Juliet entzog sie ihm entschlossen, brachte ihre Hand wieder an dem Riemen ihrer Handtasche in Sicherheit und vermutete, dass er sich über sie und ihre steifen Mittelschicht-Manieren zutiefst amüsierte.

«Es ist...» Sie wollte ihn schon berichtigen und diesem Jungen erklären, dass sie *Mrs. Montague* war, als ihr wieder einfiel, dass sie das ja auch nicht mehr so richtig war – nur noch quasi. Und was hatte das hier ohnehin zu bedeuten, und warum sollte es ihn interessieren?

Sie räusperte sich. «Was kostet das Gemälde, bitte?»

«Einundzwanzig Guineen.»

Juliet spürte, wie die Bayswater Road um sie herum in Schweigen versank, als ob jemand die Nadel von einer Gramophon-Platte abgehoben hätte und sie sich ohne Ton weiterdrehte. Ihr Mund war trocken, und ihre Zunge klebte schwer an ihrem Gaumen. Einundzwanzig Guineen. Juliet glaubte nicht an Schicksal. Zufall war etwas, dem man nicht trauen konnte und das einen zu Übermut verleitete, und dann verpfändete George ihren Pelzmantel und die kleinen Saphir-Ohringe, die sie zu Chanukka geschenkt bekommen hatte, und alle möglichen anderen Unerfreulichkeiten geschahen, und doch, und doch, war dieses Gemälde für sie bestimmt. Es sollte ganz eindeutig ihres sein. Sie hatte versucht, pflichtbewusst und vernünftig und alles zu sein, was sie sein wollte, und sie hatte versucht, nach einem neuen Kühlschrank zu streben und bloß für ihre wohlherzogenen, schlecht frisierten Kinder zu leben, aber das konnte nicht alles sein. Sie wollte dieses Gemälde. Das war ein anständiges Geburtstagsgeschenk, nicht so ein blöder Kühlschrank.

«Ich nehme es.»

Juliets Stimme war nicht mehr als ein Flüstern, und ihre Hand zitterte ein wenig, als sie in ihre Tasche griff und nach

der Geldbörse fischte. Sie merkte gar nicht, wie sich Charlies Augen weiteten, als sie den exorbitanten Preis so bereitwillig akzeptierte – da sie noch nie ein Bild gekauft hatte, wusste sie nicht, dass sie eigentlich hätte feilschen sollen.

«Würden Sie es mir bitte einpacken?»

«Ich verkaufe es nicht», sagte Charlie.

Ein Anflug von Wut rann Juliets Rücken hinab.

«Wenn Sie mehr Geld wollen, dann haben Sie unglücklicherweise Pech gehabt. Das ist meine gesamte Ersparnis, und ich sollte sie eigentlich verwenden, um einen Kühl-schrank zu kaufen.»

Charlie lachte. «Einen Kühl-schrank? Sie glauben, Kunst kann man mit Haushaltswaren gleichsetzen? Jetzt werde ich es erst recht nicht mehr an Sie verkaufen.»

Juliet kniff die Lippen zusammen und runzelte die Stirn. Sie kam zu dem Schluss, dass dies eine Art von Spiel war, das sie nicht ganz verstand.

«Sie wollen dieses Bild doch gar nicht», verkündete Charlie.

Juliet sagte immer noch nichts.

«Sie wollen ein Bild von sich selbst. Ein Porträt. Ich male Sie für denselben Preis. Einundzwanzig Guineen.»

Juliet blickte den jungen Fremden an und fragte sich, ob er sie veräppeln wollte, aber er sah sie unverwandt an, den Kopf zur Seite geneigt, als überlege er bereits, welche Farbe er für ihre Lippen, ihre Augen brauchte. Konnte sie es wagen? Sie dachte an jene leere Wand in dem vollgestopften kleinen Haus in Chislehurst und erwog zum tausendsten Male, dass sie George vielleicht irgendwann vergeben hätte, wenn er nicht das Bild mitgenommen hätte. Auf dem vor ihr war das Mädchen in der Morgensonne in ihr Buch vertieft und ahnte nichts von Juliets Unbehagen.

«Ich möchte Sie malen. Sie haben ein gutes Gesicht. Nicht schön. Interessant.»

Juliet lachte, als ihr bewusst wurde, dass er ihr schmeichelte. Sie schloss die Augen und neigte ihr Gesicht der warmen Nachmittagssonne entgegen, im Bewusstsein, dass er sie mit dieser forschenden Art eines Malers ansah und über ihr Gesicht grübelte, als wäre es ein zu lösendes Rätsel. Sie merkte, wie sehr ihr das gefiel. Nach der Geschichte mit George hatten die Rabbis darauf bestanden, dass Juliet als Witwe weiterleben musste. Er war derjenige, der verschwunden war, aber zu ihrer Bestürzung hatte Juliet bald festgestellt, dass sie es war, die stillschweigend Stück für Stück verschwand. In jenem Augenblick, an ihrem dreißigsten Geburtstag, beschloss sie, dass sie mehr wollte als Kühlschränke, ja sogar mehr als Bilder von Mädchen, die im Sonnenlicht lasen. Juliet Montague wollte gesehen werden.



Am Freitagabend saß Juliet mit ihrer Mutter in der Küche und betrachtete den schwankenden Turm von schmutzigem Geschirr auf der Anrichte. Ihr war klar, dass sie jetzt nicht spülen konnte. Man durfte nichts anrühren, bis der Sabbat vorüber war. Abwaschen war schließlich Arbeit, und jegliche Arbeit war verboten. Rauchen war ebenfalls tabu. Sie sehnte sich wirklich nach einer Zigarette, aber Mrs. Greene bekäme gefährliches Herzrasen, wenn sie es wagte, ein Streichholz anzuzünden.

Aus dem Wohnzimmer konnte Juliet hören, wie ihr Vater Leonard zum x-ten Male geduldig erklärte, warum er nicht mit ihm nach oben ins Gästezimmer gehen und mit seiner Hornby-Bahn spielen konnte. Das war eine Leidenschaft, die sie beide teilten, und durch sie schien Mr. Greene in seinem achtjährigen Enkelsohn den Sohn zu finden, nach dem er sich immer gesehnt hatte. Sie verbrachten Stunden damit,

Signale zu ändern, Schienen neu zu verlegen und die Lokomotiven frisch zu bemalen. Die Freitage allerdings waren immer schwierig. Leonard konnte einfach nicht verstehen, warum er bei seinem Großvater sein und doch nicht mit der Eisenbahn spielen durfte. Die geduldigen Erklärungen seines Großvaters über bewegliche Teile, Arbeit und Räder leuchteten Leonard nicht ein, er kam schlicht zu dem Schluss, dass der liebe Gott öffentliche Verkehrsmittel nicht mochte.

Juliet wusste, dass die Verwirrung ihres Sohnes ganz und gar ihre Schuld war. Kurz nach ihrer Heirat hatte sie entdeckt, dass es ihr nicht wichtig war, die Kaschrut-Gesetze in ihrem eigenen Hause einzuhalten. Als sie das erste Mal versehentlich Erdbeeren mit Sahne aus einer Schüssel gegessen hatte, aus der sie sonst Hühnersuppe aß, hatte sie sie, wie man es von ihr erwartete, am Fuße ihres Gartens in der Erde vergraben. Das zweite Mal spülte sie die Schüssel bloß aus und stellte sie wieder in den Geschirrschrank. Nichts geschah, sie verspürte bloß leichte Schuldgefühle. Als sie das dritte Mal die Regeln brach, waren selbst die Schuldgefühle verschwunden, und stillschweigend tauschte Juliet die jüdische Standardausrüstung – ein Satz Geschirr für Milch und einer für Fleisch – gegen die der Mittelschicht ein, ein Satz für den Alltag und einer für festliche Anlässe. Kein Wunder, dass der arme Leonard nicht wusste, wie man sich in einem jüdischen Haushalt zu benehmen hatte.

Juliet sah sich in der Küche ihrer Mutter um: der bescheidene Herd mit der einzigen elektrischen Kochplatte und dem wackeligen Ofen, der beschwätzt werden musste (von Mrs. Greene) oder getreten (von Juliet), um anzuspringen; die verblichenen Vorhänge, die in der Abendluft flatterten und die Juliets Kindheit über grün und gelb gewesen waren, aber nun zu einem undefinierbaren Grau ausgewaschen waren. Der Abend war kühl und wolkenlos, und am Himmel funkel-

te eine Reihe früher Sterne. Eine Brise raschelte in den Blättern des Apfelbaums, und dennoch saßen sie in der stickigen Küche, deren Hintertür fest verschlossen war, und tranken den viel zu starken Tee ohne Milch, weil sie das immer schon so getan hatten.

«Mama, wir könnten uns doch für einen Moment in den Garten setzen.»

«Besser nicht.» Mrs. Greene schüttelte den Kopf und packte ihre Tasse noch fester, ohne eine Erklärung abzugeben. Juliet runzelte die Stirn und nahm das Haus ihrer Kindheit seit langem zum ersten Mal wieder richtig wahr. Die Küche war muffig und dunkel und roch nach dreckigem Geschirr und abgestandenen Suppen. Sie wollte im Sternenlicht sitzen und kühle, frische Luft atmen.

«Komm schon. Das ist sicher schön.»

«Dein Vater hat die Bank noch nicht repariert.»

«Er wird sie nie reparieren. Wir können auf der Hintertreppe sitzen.»

Mrs. Greene schreckte zurück. «Das können wir nicht. Das ist doch ordinär.»

Juliet schritt zur Spüle, um ihre Verärgerung zu verbergen, und fügte dem Haufen schmutzigen Geschirrs noch ihre Tasse hinzu. Mrs. Greene räusperte sich, wie sie das immer tat, wenn sie nervös war. «Dein Vater denkt, dass er vielleicht nach Amerika gegangen ist. Das tun viele von denen, weißt du.»

Juliet sagte nichts. Sie wollte nicht über George nachdenken. Es war ein viel zu schöner Abend, um ihn mit so etwas zu verderben. Mrs. Greene, die das Schweigen ihrer Tochter als Kummer missdeutete, streckte die Hand aus und umschloss Juliets Rechte. «Mach dir keine Sorgen, Liebling. Dieses Jahr werden wir ihn finden. Wir werden diese unglückliche Geschichte ein für alle Mal klären, und dann kannst du wieder heiraten.»